

Stefanie vor Schulte  
Schlangen im Garten

ROMAN

Diogenes

Covermotiv: Gemälde von Paul Gauguin,  
›Porträt Vaiite (Jeanne) Goupil, 1896,  
Öl auf Leinwand, 75 × 65 cm  
Foto © akg-images / Erich Lessing  
Museum: Kopenhagen, Ordrupgaardsamlingen

Der Diogenes Verlag wird vom Bundesamt für Kultur  
für die Jahre 2021–2024 unterstützt

Alle Rechte vorbehalten  
Copyright © 2022  
Diogenes Verlag AG Zürich  
[www.diogenes.ch](http://www.diogenes.ch)  
150 / 22 / 44 / 1  
ISBN 978 3 257 07217 4

## I.

Zum Abendbrot isst er jetzt immer eine Seite aus dem Tagebuch seiner verstorbenen Frau. Er isst sie roh, und er tut es aus Liebe.

Die Kinder müssen die Seiten zerreißen. Anders ist es nicht zu schaffen. Sorgfältig erst längs, dann in immer kleinere Fetzen. Sie lassen das Papier wie Mehl auf die Arbeitsplatte rieseln, mengen es unter Mandeln und Öl, backen Kuchen oder Quiche. Linne ist zwölf und Micha elf Jahre alt. Steve bereits ausgezogen, jetzt zurückgekehrt, zwanzig Jahre alt. Er passt auf, dass niemand etwas liest. Sie haben es versprochen. Aber kaum, dass Steve den Vater zum Essen ruft, mehrmals rufen, manchmal auch zum Arbeitszimmer gehen und klopfen muss, steckt sich Linne einen Streifen liegen gebliebenes Papier in die Hosentasche. Mal ergattert sie nur ein Stück. Mal eine viertel Seite. Dann wieder nur Buchstabenreste.

Im Bett trägt sie ihre Beute zusammen, streicht Spuren von Schrift glatt. Dann findet sie manchmal

halbe Sätze. Einige Worte. Aber wenn Linne Pech hat, wenn sie sich einen Streifen erschlichen, lange gewartet hat, bis das Essen vorbei, alle im Bett sind und auch Micha endlich eingeschlafen ist, dann schaut sie nur auf ein leeres Stück, weil sie den untersten oder obersten Rand des Blattes erwischt hat, und dann steht dort nichts.

Ob die Dinge die Mutter wohl auch vermissen. Zwei Wochen nach ihrem Tod zerschellt die Teekanne. Später folgen hier und da Teller und Tassen. Ein besonders alter Pfefferstreuer, eine Vase mit Fadenglas. Dinge, die niemandem außer ihr etwas bedeutet haben, vielleicht nicht mal von anderen berührt worden sind. Und als wüssten diese Gegenstände um den Verlust, löschen sie sich aus. Entgleiten ihren angestammten Plätzen, perlen aus den Regalen. Auch die Küchenuhr spielt verrückt und erweist ihnen damit einen Gefallen. So müssen sie nicht vorgeben, es sei von Bedeutung, wann sie aufstehen, essen oder schlafen. Wie lange sie brauchen, um ihre Papiergerichte zu essen. Die Uhr bleibt so oft stehen, dass sie bei Tisch keine Zeit mehr kennen.

Manchmal betrachten Linne und Micha die ver-rutschten Stunden und beschließen zu tun, was zur angezeigten, wenn auch falschen Zeit zu tun wäre. Zeigt die Uhr Mitternacht, legen sie sich auf der

schmalen Küchenbank über Eck. Linne auf der etwas längeren Seite. Micha reicht die kürzere. Die Füße der Geschwister liegen locker ineinander. Dann schlafen sie, als sei es Nacht, und wenn sie erwachen, haben sie den Tag versäumt.

Nicht der Vater ermahnt sie dann. Er ist zu oft nicht da. Auch wenn er in der Wohnung über ein Buch gebeugt sitzt, ist er oft nicht da. Also schaut Steve nach dem Rechten. Morgens treibt er die Geschwister wie Schafe zum Frühstück und abends zurück in die Betten. Ab und an erteilt Steve Anweisungen.

Linne, du musst dich waschen.

Micha, du musst mehr essen.

Und dem Vater knipst er das Nachtlicht aus.

Wenn Micha schläft, scheint ihm alles Wasser.

Sinkt er auf sein Bett, läuft dunkles Nass in ihm an. Er wird Woge, See oder ein Meer. Auch ein Fluss, schwarz und nebelverhangen. Und das in letzter Zeit immer öfter, sodass er meint, er bade jede Nacht im Styx. Er legt sich Münzen auf die geschlossenen Augen, um die Überfahrt notfalls bezahlen zu können. Aber noch wacht er morgens auf, das Geld längst verrutscht und in den Laken vergraben. Vielleicht wird er es sich doch unter die Zunge legen. Aber er mag den Geschmack nicht.

Erwacht er also, gleicht er meist einem ruhigen Bach oder einer silberblauen Strömung, die wie ein unendlicher Spiegel in ihm entlangleitet.

Auch tagsüber kann er die Brandung in sich hören. Dann sieht er sich selbst, als sei er nur eine zarte äußere Micha-Linie, die sein wahres Ich umrahmt, das Wellenspiel, das Glitzern, darüber der Himmel.

Schon lange sieht er sich so. Einmal hat er die schwarz glänzende Muschel im Regal des Vaters entdeckt, die Muschel neben dem Ammoniten, sie genommen und sich ans Ohr gehalten. Hat den Worten des Vaters Glauben geschenkt, denn *psst*, bei absoluter Aufmerksamkeit lässt sich darin die Brandung hören. Und er hörte tatsächlich. Stauend die Muschel zwischendurch ausschüttelnd, als könne er das Meer herausklopfen und die Wohnung damit fluten.

Aber Steve sagt: »Du hörst nur dich selbst. Alles was du darin hörst, bist du.« Und will damit die Muschel wohl entzaubern, erschafft aber stattdessen ein viel größeres Wunder, nämlich Micha zu verraten, wer er ist.

»Und was bin ich?«, fragt Linne, als Micha sich ihr anvertraut. »Kannst du auch sehen, was ich bin?«

Aber die Antwort ist ihm nicht möglich. Denn

wie wird Linne es verkraften, wenn sie weiß, dass sie Geröll ist. Dass sie Steinen gleicht. Einer Felsformation. Mal heller Kiesel ist, mal schwarz gestockte Lava.

Micha selbst mag Steine. Wenn sie von der Sonne gewärmt sind. Flach und glatt, sodass man sie über die Oberfläche einer stillen Wasserfläche jagen und sie bei ihren Sprüngen bejubeln kann.

Linne ist ein Stein, der fliegen kann. Ein Felsen, der Höhlen verschließt und Menschen vergräbt. Aber er verrät es Linne nicht. Obwohl es möglich ist, dass sie es ohnehin weiß, finster wie sie immer schaut. Er verrät auch Steve nicht, dass er in ihm den Tanz schillernder Blätter sieht. Eine ewig sich wiegende Baumkrone. Der Vater ist Licht. Flackernd und klein. Weich und strahlend.

»Und sie?«, fragte Linne.

Sie. Meer wie Micha. Aber auch das behält er für sich.

## 2.

**Z**weimal die Woche macht sich Micha auf den Weg. Trägt in der Tasche, was er für den Besuch braucht. Eine Flasche Wasser, das Buch, die Tageszeitung ist immer schon da. Noch eine Praline. Frau Kornmehl liebt Pralinen. Die Treppe hinab, vorbei an den Türspionen der anderen Nachbarn. Die Schmidt unter ihnen. Die Kalsters im Erdgeschoss. Micha drückt die Tür auf in die Hitze der Stadt.

Das Altenheim liegt nicht weit. Micha ist in weniger als fünf Minuten dort. Trotzdem klebt ihm das dunkle Haar an den Schläfen. Unter dem Riemen der Tasche hat sich ein Schweißfleck gebildet.

SENIORENRESIDENZ steht auf dem von Flechten überwucherten Schild. Im Eingangsbereich ist es kühl. Die Wände sind gekachelte. Der Pförtner ist nicht nur Pförtner, sondern alles und jeder zugleich. Er nimmt die Anrufe entgegen, ist Wachmann und Hauswart. Mürrisch wie immer, reagiert er nicht auf Michas Gruß. Aber der Junge ist es gewohnt.

Zweiunddreißig Stufen zu Frau Kornmehl. Den Fahrstuhl meidet er. Im Fahrstuhl wird oft die gebrauchte Wäsche der Bewohner gesammelt. Manchmal sind da auch Eimer mit Flüssigkeiten. Pfützen. Ein beißender Geruch.

Die einzelnen Stockwerke wiederum erinnern an die teppichgedämpften Aufgänge alter Hotels. Jedes Stockwerk in einer anderen Farbe. Das dritte grün. Der wellige Bodenbelag ebenso wie die Tapete. Die Troddeln auf den Lampenschirmen. Frau Kornmehl mag kein Grün. Sie verlässt ihr Zimmer nie. Ihr kleines, letztes Zimmer. Das unverzichtbare, aber abscheuliche Krankenbett dominiert. Möbel und Bilder versuchen, das gelebte Leben festzuhalten. Konservieren die Bewohner in ihren Erinnerungen, als hätte man sie in Gelatine begraben.

Zweimal die Woche liest Micha ihr vor.

Am Fenster, das gegen die Sonne verdunkelt ist, steht ein Webstuhl, an dem Frau Kornmehl sitzt und kleine Teppiche knüpft, die überall liegen und einstauben. Ihre Augen sind nicht mehr gut, haben Umrandung und Sehvermögen eingebüßt, aber die Finger kennen die Bewegungsabläufe. Immer ist ein neues Stück in Arbeit.

Schulterlanges weißes Haar. Ein krummer Rücken. Sie spricht nicht und nascht auch die Praline

nicht, die Micha ihr stets mitbringt. Stattdessen legt sie diese in ein Kristallschälchen, vergisst im Laufe der Stunde, dass Micha es gewesen ist, der die Süßigkeit mitgebracht hat, und schenkt sie ihm schließlich großzügig zurück. Drängt ihn, sie gleich zu kosten und klatscht in die Hände. Ihr selbst reicht die Erinnerung an den Genuss.

Micha tritt jetzt zu ihr. Sie hat bisher nicht aufgeschaut und tut es nun.

»*Tom Sawyer* habe ich Ihnen mitgebracht«, sagt Micha. »Oder doch lieber die Wochenzeitung?«

Das Buch natürlich. Micha setzt sich in den schweren Sessel, der sich dem Webstuhl am nächsten befindet und beginnt.

Etwa fünf Seiten hat er gelesen, da werden sie gestört. Eine Pflegerin tritt ein. Außerdem eine Frau, vermutlich Angehörige. Wahrscheinlich die Tochter.

»Du musst Micha sein«, sagt die Angehörige.

»Ist er«, sagt die Pflegerin.

»Bin ich«, sagt Micha.

Er lässt das Buch sinken. Frau Kornmehl lässt den Faden sinken. Die Pflegerin hält die Arme verschränkt. Micha weiß nicht viel von der Pflegerin. Meistens eilt sie im Laufschrift durch die Gänge. Vor ein paar Wochen ist sie gegen das fahrbare Medikamentenschränkchen gestoßen, und Micha

stand dabei, hielt da gerade noch die Tür zum Zimmer von Frau Kornmehl in der Hand. Da fielen die bunten Pillen – die gelb-blauen mit der kleinen Kerbe, die glatten, braunrunden, die blassen mit dem Schlitz und der pudrigen Oberfläche, die schwarzen, länglichen, die Kapseln, die man auseinanderbrechen und das Pulver in Orangensaft auflösen muss, die rot-weiß tongetrennten – und überhaupt alle Pillen und Tabletten ineinander und versanken im Teppich. Er hatte der Pflegerin beim Aufklauben geholfen. Stundenlang. Erinnert sie sich noch, fragt sich Micha. Denn umgekehrt braucht er jetzt ihre Hilfe, wo er doch ahnt, weshalb sie gekommen ist und das Treffen mit ihm sucht.

Kann sie die Angehörige nicht mundtot machen. Gibt es hier nicht ein paar schöne alte Truhen, in denen man Kornmehl-Töchter verschwinden lassen kann. Noch einen Fernseher daraufstellen. Laut müsste der laufen, wegen der durchgängigen Schwerhörigkeit der Residenzbewohner und aller übrigen Menschen. Irgendeine atemlose Sendung, hinter deren Geräuschkulisse die Schreie der Angehörigen in der Truhe gar nicht gehört werden könnten.

Aber die Pflegerin weicht Michas Blick aus.

Die Angehörige hat ein Abspielgerät dabei.

Tonträger auch. Sie stellt alles auf ein Tischchen, um Michas Abschaffung zu verdeutlichen, und es ist ihr nur ein bisschen peinlich, als sie ihm sagt, du musst gehen und komm nicht wieder. Feinfühlicher kann sie ihr Anliegen nicht vorbringen, denn die Suchmaschine, die man bei solchen Fragen ja ganz wie üblich mit einbezieht, hat es ihr nicht leicht gemacht, dabei sind ihre Angaben deutlich gewesen:

- *ich hasse das Kind, das meiner alten Mutter unentgeltlich vorliest*
- *ich hasse das Kind, das hier freiwillig vorliest, während ich mich bei jedem Besuch fortwünsche*
- *ich hasse das Kind, das in diesem miesigen Altenheim, für das ich ein irres Geld lasse, ein und aus geht, als wäre es die schönste Freizeitbeschäftigung unter der Sonne*
- *welche Abspielgeräte eignen sich für ältere Menschen. Große Tasten. Einfache Anleitung.*

Die Suchmaschine hat nur für den letzten Punkt zufriedenstellende Antwort gefunden. Alles andere hat die Angehörige selbst und also mitleidslos entschieden und geregelt.

Als Micha aufsteht und aus dem Leben von Frau Kornmehl gegangen wird, nimmt er die Praline und hält sie den ganzen Heimweg in der Hand.

**L**inne kommt nach Hause. Die Arme voller Kratzer, Blutergüsse an den Beinen und am Rumpf, das Gesicht unversehrt, höchstens eine Schramme. Linne, die sich noch mit zwölf Jahren die Socken bis hoch auf die halbe Wade zieht. Alle Strümpfe brüchig an derselben Stelle, kurz unterhalb des Bündchens.

Linne, die sich auf dem Schulhof mit zwei Jungs und einem weiteren Mädchen zum Prügeln verabredet. Die haben auch eine kollernde und rummelnde Wut in sich. Die haben auch nie mit Rotkäppchen gebangt, sondern sich mit dem Wolf verglichen. Kennen die Wackersteine, die er in den Bauch gesenkt und darin vernäht bekam. Hart und angespannt auch der eigene Leib. Immer Schmerzen. Hört ihr das nicht, wie die Steine aneinander schlagen und die Eingeweide zerhauen. Die Mutter legt die Hände auf, massiert die Steine und verteilt sie, bis die Qual nachläßt. Aber oft schlittern sie erdrutschartig einmal durch das ganze Innere bis

auf die andere Seite, sodass Linne aus dem Gleichgewicht fällt.

Bei den Treffen auf dem Schulhof sind Linne und die anderen einander ebenbürtig. Was der eine an Stärke und Schlagkraft nicht hat, lässt sich durch Unerschrockenheit wettmachen. Sie lösen, jedes Mal neu, wer gegen wen.

Ein Nicken zu Beginn. Dass ihnen da nicht gleich die Kiesel aus den Ohren regnen. Gelost wird mit Streichhölzern. Abzählreimen. Das ist ganz gleich, wenn es nur dahin führt, die Fäuste endlich zu heben, auf der Stelle zu tänzeln, los-treten zu dürfen. Sie boxen und schubsen wortlos. Keine Beleidigungen. Nur Geräusche. Dumpfe Treffer auf den Körper, Schnaufen, das Zerreißen einer Pullovernaht.

Wo wollen sie auch sonst hin mit ihrer Wut, für die es keine Abnehmer gibt. Sie teilen sie untereinander aus. Sie stecken die Wut des anderen ein. Es verbietet sich, den Niedergegangenen noch zu treten. Das Gesicht zu verunstalten. Zu Hause werden sie ihre Wunden verstecken. Zu Hause werden sie langärmlig gehen. Zu Hause werden die neuen Wunden die bereits vorhandenen übermalen.

Schaut der Direktor einmal aus jenem Fenster, das auf den kleinen Hof an der Rückseite des Gebäudes weist, dorthin, wo sich manchmal Raucher

oder Verliebte vor den Blicken anderer verbergen, sieht er immer häufiger die Gruppe sich schlagender, aneinander zerrender junger Schüler. Es ist ihm nie ganz klar, ob es ein unterschwellig erotisches Gerangel ist. Ob gefährlich oder harmlos. Ob er einschreiten soll. Meistens sagt er nichts, erkennt aber eine Schülerin immer, nämlich Linne, und zitiert sie einmal zu sich. Muss es tun, aber eigentlich hat er ein bisschen Angst vor dem Mädchen, dem nicht beizukommen ist. Denn bei Linne versagt sein diplomatisches, öfter auch kriminelles Geschick. Alles läuft bei Linne ins Leere.

Sie zuckt nicht mit der Wimper, wenn mit Konsequenzen gedroht wird. Sie starrt durch den Schuldirektor hindurch. Treffen sich ihre Blicke doch einmal zufällig, schrickt er unwillkürlich zusammen und räuspert sich umständlich über die Peinlichkeit hinweg. Er, der schon alle Arten von Schülern auf diesem Stuhl vor sich hat sitzen sehen, die frechen und die dummen, die dreisten und die verlorenen, ihm bricht bei Linne der Schweiß aus. So anders ist das Kind, das seit dem Tod der Mutter weder eine Träne vergossen noch in den schulischen Leistungen nachgelassen hat.

»Linne«, sagt er. »Wir wissen, es ist nicht leicht.«

Aber natürlich hat er keinen Schimmer, was in Linne vor sich geht. Niemand weiß es.

»Was ist das für eine Schlange?«, fragt sie.

Ein alter Stuhl hängt an der Wand hinter ihm. Der Schulleiter dreht sich auf seinem knarrenden Stuhl um, der in den Kurven butterweich wird und ihn tiefer rücklings sinken lässt, als ihm lieb ist.

»Eine Aspis-Viper«, sagt er. »Ein Lauerjäger. Sie wartet, bis ihr das Fressen vor das Versteck läuft. Sie kann sehr ungemütlich werden, wenn man sie stört.«

Er dreht sich um. Schon halb der Hoffnung erlegen, eine Verbindung zu Linne hergestellt zu haben. Er könnte ihr ein Schlangenbuch ausleihen. Er könnte dem Klassenlehrer einen Ausflug ins Terrarium des städtischen Zoos empfehlen.

Er dreht sich um, aber Linne ist gegangen.

Steve findet Micha. Wischt ihm die Tränen fort, die Haare aus der Stirn und hört sich alles an. Findet auch die geschmolzene Praline in Michas Hand. Holt einen Waschlappen, säubert damit die Hand. Jeden Finger einzeln.

Er hört sich an, dass Micha Frau Kornmehl nicht mehr besuchen darf, und er fragt warum. Micha zuckt mit den Schultern, aber Steve kann es sich denken. Es liegt eine verdrehte Logik darin. Denn die Leute kaufen sich Autos, Erlebnisse und Hobbys und kaufen sich ganz genauso Entscheidungen. Weil es sich gut lebt, wenn man nachtut, was andere einem vormachen. Es also erwiesenermaßen kaufbar, machbar, denkbar, inhalierbar und demnach richtig ist. Und Micha, ein trauerndes Kind bei einem alten Menschen, passt da nicht rein. Die Mohns passen da nicht rein.

Es dauert lange, bis Micha sich beruhigt und nicht mehr weint. Steve schleicht sich spät aus dem Zimmer und flieht die Enge der Wohnung und

die Enge seiner Gedanken hinaus auf die Straße. Das Longboard unter den Füßen, gleitet er fast lautlos über den Asphalt. Ab und an ein *bibbe-dibipp*, wenn eine Teerspur die glatte Oberfläche der Straße durchschneidet. In wenigen Tagen wird der Asphalt weich werden. Die Hitze wird in den Gassen und hinter heruntergelassenen Jalousien stehen. Zwischen schmalgeschlitzten Sonnenlichtstreifen werden die Nachmittage zu einer unübersichtlichen Menge an Zeit zerfließen.

Er nimmt noch immer die sicheren Wege. Jene, mit möglichst wenig Ablenkungen, denn das ist sein Kreuz, in allen Dingen sieht er Gesichter. Im Türgriff den langnasigen Gesellen. Im Wecker den heiteren Schelm. Im Gullydeckel den Gestürzten. Als Kind schon versäumt er deswegen Unterricht. Gruselt sich vor Grimassen in der Tapete. Führt lange Gespräche mit dem verschnörkelten Ende eines Handlaufs. Seine ganze Welt besteht aus der Not von Gesichtern, die sich ihm mitteilen. Er fühlt sich verantwortlich. Es ist ihm oft zu viel. Erst heute Morgen hat Steve in sein Müsli geschaut und konnte es nicht essen, weil darin ein Kopf einzusinken schien, als wäre es der Mann im Mond. Adam trat hinzu, schaute in die Schale und sagte: »Das Erbe deiner Mutter.«

»Dass ich mein Müsli nicht essen kann?«

»Dass deine Oberfläche vergrößert ist. Auf alles und jeden fällt dein Gefühl.«

»Nicht freiwillig.«

»Diese Wohnung zum Beispiel.«

»Sie hat immer geschimpft, die Wohnung wäre zu klein.«

»Weißt du noch. Sie hat immer ein Licht brennen lassen, damit die Wohnung belebt aussieht. Nein, das stimmt nicht. Ich muss es richtig sagen. Sie hat immer ein Licht brennen lassen, damit die Wohnung sich nicht so allein fühlt. Und als du klein warst, hast du ihre seltsame Art von Mitgefühl für eine Wohnung, hast du diese Empfindung geteilt und Kaffee in eine Gießkanne gefüllt und die Tapete damit gegossen, weil du dachtest, die Wohnung möge ebenfalls Kaffee, hätte außerdem Hunger. So hast du Essen in den Wohnzimmerecken verteilt. Spinat. Spinat hast du verteilt, und wir haben Tage gebraucht, um das wieder wegzubekommen. Und dann haben wir dir geraten, die Wohnung mit einfacheren Sachen zu füttern. Mit Keksen zum Beispiel. Und die waren dann anderntags fort. Ich habe sie jedenfalls nicht weggeräumt, und ob Johanne es gewesen ist, ich denke, das kann keiner sagen.«

Steve schließt die Augen. In voller Fahrt bergab legt er es darauf an, dass es gutgehen wird. Er wird schneller und schneller, aber er fährt, als gäbe es

nur ihn inmitten des Sommers, nur das Surren seiner Räder. Nicht die hupenden Autos, die aus den Nebenstraßen schießen. Er will es nicht hören, und er will es nicht wissen, denn in den wenigen Minuten, in denen er so selbstvergessen wagemutig ist, scheint er frei von den Anrufungen anderer.

So rast er den Hang hinab. Eine äußerst fragile Figur. Sein Ziel ist die große Eiche. Unter dem Baum findet sein müdes Selbst oft Auflösung, wenn alle Blätter zugleich wispern und ihre Geschichten erzählen. Heute hätte er gern gelauscht, aber ausgerechnet heute sperrt ein rot-gelbes Band die Eiche ab und ein Schild warnt vor dem Befall durch Raupen.

Dabei wäre das Schild gar nicht nötig, die Raupen sieht man auch so. In endloser Reihe marschieren sie auf den Baum zu, die Rinde hinauf, um dort mit feinen Gespinsten alle Zweige und Blätter einzuweben. Sie bewohnen den Baum. Sie machen ihn mundtot. Sie fressen ihn auf.

Erschrocken schaut Steve zu den zuckenden Leibern. Wenn sie mit den Blättern fertig sind, werden für Steve keine Worte mehr übrig sein.

Jetzt bist du stumm, mein Freund, denkt Steve.

Das Ehepaar Kalster steht gern am Fenster. Sie haben Jahre gelebt und wohl auch Geschichten. Aber inzwischen sind sie inmitten ihrer Rituale verknöchert, und Unvorhergesehenes wirft sie schnell aus der Bahn.

Sie sind auch auf Johannes Beerdigung gewesen. Weil sie zu allen Beerdigungen der Nachbarschaft gehen. Da trippelten sie von einem Bein auf das andere. Sie sehr klein. Er sehr groß. Beide argwöhnisch und ungehalten, weil es nicht so recht voranging. Es hatte die ganze Nacht geregnet. Die Wiese, auf der die Beisetzung stattfinden sollte, war vollgesogen, und das Grundwasser stand zu hoch, sodass die Urne wie ein Korken auf dem Wasser tanzte und partout nicht unter die Erde zu bringen war.

Das empörte die Kalsters, ließ sie nicht ruhen, ihre Verdauung geriet durcheinander.

Das berichten sie wiederum Adam, der, unrasiert und erschöpft von der Vorstellung all der

kommenden Jahre ohne Johanne, die Tür öffnet und sich die Vorwürfe der etwas ranzigen Kalsters anhören muss.

Sie wollen Versicherung, dass alles in Ordnung ist. Sie sorgen sich, die Mohns könnten sich die Urne womöglich ins Regal stellen. Sie haben gehört, zum Leichenschmaus gab es eine Tortenschlacht. Sie wissen das genau, denn der Konditor, bei dem die Torten bestellt worden seien, habe Adams Frage doch recht befremdlich gefunden, welche Torten denn wohl am besten fliegen würden. Ob Steve denn im Übrigen wieder eingezogen sei und ob die Aufzucht der Jüngsten gewährleistet. Ob sich die Mohns überhaupt einmal in die Lage von ihnen, den Kalsters, hineinprobiert hätten. Diese Unruhe in der Nachbarschaft täte ihnen nicht gut. Es gäbe schließlich das eine oder andere Herzproblem.

»Ich habe auch ein Herzproblem«, sagt Adam.

»Wie interessant. Welches denn?«

Die Kalsters sind Auge, Ohr.

»Mein Herz ist gebrochen«, sagt Adam.

»Ach so«, lächeln sie peinlich berührt. Immer diese Gefühle bei anderen Menschen. Was die wohl glauben. Als hätten sie die Gefühle erfunden.

»Wir meinten ein echtes. Ein medizinisches. Ein nachweisbares.«

»Na ja. Meine Frau ist nachweisbar tot«, sagt Adam. »Oder etwa nicht?«

Oder etwa nicht. Das klingt noch in Adam, da hat er den Kalsters längst die Tür vor der Nase verschlossen. Sind seither schon Tage und Wochen vergangen. Er weiß es nicht sicher.

Oft hat Adam den Eindruck, Opfer eines immerwährenden Anschlussfehlers zu sein. Wo er eben noch Schnürsenkel an seinen Schuhen bindet, aber im nächsten Augenblick barfuß steht. Eben eine blaue Hose trägt, aber kaum in einem anderen Raum, scheint die Hose rot oder grün. Ist mit einem Mal die Brille von seiner Nase verschwunden. Ist der Dreitagebart fort. Taucht im nächsten Moment wieder auf. Es ist nichts, was er nicht aushalten kann. Oder muss er jetzt gar nichts mehr aushalten. Hat er ein Recht darauf, aus allem auszusteigen.

Was tust du bloß hier, denkt er oft. Wo doch Trauer ein Zimmer ist, das du gut kennst. Es hat ein Fenster, Tisch, Bett und Stuhl. Es ist gefüllt mit Leben, mit Langeweile, mit anderen. Aber eines Morgens ist es anders, und du setzt die Beine aus dem Bett auf den Boden und senkst deine Füße in stumpfes Schwarz, das durch deine Fußsohlen in dir empornwächst, und wenn du aufstehst, dauert jede Bewegung eine Ewigkeit, und willst du aus dem Fenster schauen, gibt es dort nichts mehr zu

sehen, weil die Scheiben blind sind und Pech an ihnen hinabrinnt. Und dann geht das Licht aus in diesem Zimmer, das du eigentlich so gut kennst. Und dann wird die Luft knapp zwischen diesen Wänden, die näher gerückt sind oder dich narren wollen. Du tappst ungeschickt in deinem Zimmer herum, mit dem du nichts mehr anfangen kannst, das dir die einfachsten Handlungen erschwert. Du stolperst und fällst und rutschst aus und schaffst es doch noch an den Tisch oder in das Bett, aber das Schwarz saugt sich weiter in dir empor, als wärest du ein gottverdammter Schwamm. Und alles andere geht zu Bruch. Alles geht vor die Hunde. Draußen hörst du manchmal Geräusche und ganz selten, wenn es einen Moment gibt, in dem du glaubst, es hinausschaffen zu können und -schaffen zu wollen, tastest du dich an der Wand entlang zur Tür, aber die ist nicht mehr da.

Adam kündigt.

Zum Abschied reichen sie ihm die Hand. Einen Kuchen gibt es auch. Aber Adam hat nur Augen für den Fleck auf seinem Hemd. Das einzige Hemd, das er seit ihrem Tod trägt. Das er zu allen wichtigen Anlässen getragen hat. Bei seiner Abschlussfeier ebenso wie am Tag seiner Hochzeit. Das nächste Mal bei Steves Geburt. Auch bei

Linnes Geburt. Bei Michas. Er hat es zu Johannes Beerdigung übergestreift und seither nicht mehr in den Schrank gehängt. Seither wäscht er es jeden Abend aus. Legt es nass über die warmen Stuhl-  
lehnen auf dem winzigen Balkon, der hinaus auf die Straße kragt. Auf dem eine vertrocknete Topfpflanze platziert ist, von der niemand mehr weiß, welcher Art sie eigentlich ist. Morgens streift er das Hemd wieder über. Dann scheint es ihm papierdünn. Manchmal noch klamm. Aber er trägt es auf der Haut, als wäre es ein Teil ihrer Haut. Als könne es ihn umarmen und beschützen. Er will nie wieder etwas anderes tragen.

Jetzt aber ist da dieser Fleck. Und noch während seine Kollegen zu ihm sprechen, ihm gute Worte mitgeben wollen, die sie am Abend oder erst Stunden zuvor einem Ratgeber für schwierige Verabschiedungen entnommen haben, dreht er ihnen den Rücken zu und wischt wieder und wieder an dem Fleck. Ohne aufzuschauen geht er aus seinem Büro und aus seinem Arbeitsleben hinaus.

An der Haltestelle für die Tram, die er für gewöhnlich auf dem Heimweg nimmt, sitzt die Dame mit Hund. Eine heimatlose Frau, die sommers wie winters damit beschäftigt ist, sich eine rote Decke um den Leib zu wickeln. Selten ist sie mit dem Ergebnis zufrieden. Sie entwirrt die Decke wieder

und wieder und beginnt von vorn. Ein mühsamer Akt voller Beschwörungen und geheimer Regeln, die sie sich selbst auferlegt, um das perfekte, das einzig akzeptable Ergebnis zu erzielen. Manchmal sitzt sie schon, wenn Adam kommt. Dann fragt er sich, was heute anders gelaufen sein mag, dass ihr die Decke offensichtlich Genüge leistet, und was an anderen Tagen fehlt. Auch heute sitzt die Dame mit Hund bereits auf der Bank der Straßenbahnhaltestelle. Sie hat im Übrigen gar keinen Hund. An einer langen Leine führt sie einen Gummiball mit sich. Geht sie tatsächlich einmal wenige Schritte um ihren angestammten Platz, so hoppelt der Ball an der Leine über den Bordstein auf eine ähnlich unberechenbare Weise wie ein Hund. Sitzt sie auf der Bank, bleibt der kleine Ball zwischen ihren Füßen. Neben sich parkt sie einen turmhoch bepackten Einkaufswagen. Taschen und Tüten, die überquellen von Dingen. Gefundene, aus dem Sperrmüll geklaubte. Für nützlich, für kostbar gehalten und mit sich genommen. So viele Taschen, dass deren Inhalte längst vergessen sein müssen. Rauchend sitzt die Dame mit Hund und beschimpft die ein- und aussteigenden Fahrgäste. Manchmal wird sie verscheucht. Kommt aber stets zurück.

Die Dame mit Hund mustert Adam. Seine in-

nerer Not, seine Wischbewegungen über dem Hemd. Gleich hat sie Fleckenmittel und Lappen zur Hand. Sie robbt auf der Bank näher an ihn heran, er ist dagegen völlig machtlos. Er hält den Atem an, als sie sich über ihn beugt und sein Hemd zu bearbeiten beginnt. Ihrem Kragen und ihrem Haar entsteigt ein wilder Geruch.

»Locker lassen«, weist sie ihn an.

Adam versucht sich in Luft aufzulösen.

»Kennen Sie die Geschichte von der Frau mit dem Hexenzeh?«

»Nein«, sagt Adam.

»Die müssen Sie hören«, sagt die Dame mit Hund.

»Muss ich«, sagt Adam schwach.

»Jeder muss die kennen. Wer die nicht kennt, ist verloren.«

Ich fühl mich verloren, denkt Adam.

»Eben«, sagt die Dame und stippst auf dem Fleck herum.

»Was wissen Sie über das Geschichtenerzählen?«, fragt sie.

Ich weiß nichts, denkt Adam.

»Aha«, sagt die Dame. »Wo es doch nur zwei Sorten Menschen gibt.«

»Und da sind Sie sicher.«

»Am sichersten.«

»Welche Sorten«, fragt Adam. Ob ihn der Geruch wohl gleich umbringt.

»Die einen erzählen Geschichten. Die anderen hören zu.«

»Ach«, sagt Adam.

»Jawoll«, sagt die Dame. »Und wenn Sie jetzt ein netter Kerl wären, dann würden Sie fragen«, sagt sie.

»Um Gottes willen, was denn fragen?«

»Zu welcher Sorte Sie gehören. Oder ich, und dann würden Sie mich meine Geschichte erzählen lassen und würden mir dafür Zigaretten geben. Oder Geld. Oder Hundefutter.«

Die Dame mit Hund hört auf, Adams Hemd zu bearbeiten. Die Stelle ist noch nass, aber die Abendsonne wird es rasch trocknen. Adam und sie sehen beim Verdunsten zu. Der Makel verschwindet.

»Danke«, sagt Adam.

»Was ist jetzt?«, fragt die Dame.

Adam gräbt in seinen Hosentaschen, hat aber kein Geld einstecken.

»Es tut mir leid«, sagt er.

»Es tut dir nicht leid. Du Blödmann schuldest mir was«, sagt die Dame und krümelt vor Wut auf ihre Decke.

Adam nickt. Seine Bahn kommt.

Er steht auf und gleichzeitig steht die Dame auf, um die Decke auszuschütteln. Adam steigt in die Tram und setzt sich ans Fenster. Er weiß, sie wird Stunden brauchen, um mit ihrer Decke wieder zufrieden zu sein.

Die Tram fährt, und Adam schämt sich. Er legt die Hände an die Scheibe und hat Mühe, sich an seine Haltestelle zu erinnern. Er will nicht allein sein. Er sollte aussteigen und zurücklaufen. Er sollte bei der Dame mit Hund sitzen bleiben. Das würde wenigstens gar keinen Sinn machen. Vielleicht ist das auch der einzige Kurs, den es zu halten gilt: Dinge zu tun, die keinen Sinn ergeben.

## 6.

**I**n der Schule sitzen Linne und Micha mit ihren versteckten Seelen Zeit ab, während sie Dreiecke und Zirkel über die Hefte schieben. Sie gehen nicht in dieselbe Klasse, aber treffen einander in den Gängen, ihre Blicke auf ewig ineinander verschworen, die Pausen verbringen sie fast immer gemeinsam.

Im Deutschunterricht liest man Gedichte, interpretiert Geschichten, und nichts davon kommt Micha nah. Den Kunstunterricht verabscheut er. Das Thema gilt dem Porträt. Ausgerechnet dem begabtesten Mädchen der Klasse sitzt er Model. Alles in seinem verschlossenen Gesicht bannt sie unbeirrbar auf das Papier. Die Handvoll Sommersprossen. Die schmale Narbe an der Unterlippe. Die ständig leicht gerunzelten Brauen über den dunklen Augen und in diesen Augen, ein oberflächlicher Zorn, der in eine traurige Leere führt. Alle finden es gelungen. Micha wünscht, ihn hätte sein Banknachbar porträtiert, der überhaupt nicht malen kann. Sein

Gegenüber mit einer Gurkennase versieht, den Kopf unförmig und schwellend wie einen Luftballon auf das Papier zittert. Über dieses Porträt lachen alle. Michas Porträt wird gerahmt und hängt im Schulflur. Zweimal reißt Micha es herunter. Anschließend hängt es ganz oben.

Nach der Schule fahren Micha und Linne mit der Straßenbahn zum Friedhof. Während der Fahrt sitzen sie einander im vertrauten Muster ihrer Beine gegenüber. Linkes Bein Micha, rechtes Bein Linne. Rechtes Bein Micha, linkes Bein Linne. Sie schauen aus dem Fenster, schauen und kein Bild findet in ihre Herzen. Nicht das Grobe und Gemeine der Stadt. Auch nicht das Schöne. Oder vielleicht treffen die Ereignisse auf eine Stelle, an der die Kinder sie später betrachten werden.

Die Nachmittage verbringen sie auf dem Friedhof. Dort finden sie auch bei größter Hitze kühlen Schatten. Im hinteren Teil stehen die Grabsteine schief und sind so verwittert, die Namen der Toten sind längst unleserlich. Die Steinengel tragen verschwommene Züge. Linne mag den weichen, abgeschliffenen Ausdruck. Er ist gerade richtig.

»Wir kommen in friedlicher Absicht«, sagt sie, bevor sie ihre Decke zwischen den Gräbern ausbreitet.

Es riecht nach Moos. Zwischen Steinen und

Wurzeln gibt es Stellen, die nicht mehr trocknen. Micha liest Comics, Linne arbeitet ihre Hausaufgaben ab. Sie lauschen der Ruhe, den trägen Vogelstimmen, dem Gemurmeln an frischen Gräbern, die hügelaufrwärts in der Sonne liegen. Manchmal fällt ein Trauernder in Ohnmacht. Sinkt in der großen Hitze um. Krankenwagen kommen dann. Mal wird gewitzelt, die Ohnmächtigen könnten doch ebenso gut bleiben.

Linne hätte nichts dagegen zu bleiben. Verborgen zwischen den Steinen. Sie stellt sich vor, wie sie ein Dach zwischen den Grabsteinen spannen würde. Tagsüber würde sie Taschen und Schlafsäcke zusammenrollen und verstecken, um über den Kiesweg zu spazieren. Gesäumt von Eiben und Pappelgewächsen. Hohes, schlankes Immergrün. Schatten spendend, unveränderlich. Schaut, die Grabsteine verwittern, die Holzkreuze kippen um, die Kastanien platzen und trocknen auf den Wegen, aber die Eiben sind unveränderlich und lassen sich nicht einmal vom Wind beeindrucken. Und würden auch nicht über die Kinder staunen, die sich hier einrichten und Essen mitbrächten. Vielleicht einen Kocher organisierten. Und ihre Rücken würden sie gegen die Bäume lehnen und warten, bis die Nudeln in dem kleinen Topf gekocht wären. Sie würden sie ohne alles essen.

Auch ohne Tagebuchseiten, und es wäre ein Festmahl.

Linne hebt einen Stein. Darunter erschrecken die Asseln und fliehen. Linne reibt den Stein mit den Fingern und lauscht auf Geräusche. Schritte, die sie kennt und auf die sie wartet. Aber bislang hört sie nur das Scharren der Trauernden.

Von denen gibt es verschiedene. Manche weinen den gesamten Weg bis zum Grab. Sind sie aber dort und ist die Zeremonie in vollem Gange, haben sie sich bereits erholt, und auf dem Rückweg zünden sie sich Zigaretten an und freuen sich schon auf den Kaffee.

Andere schreiten scheinbar gleichmütig zum Grab, ringen aber beim Anblick dieses Lochs in der Erde um Fassung. Auch auf dem Rückweg müssen sie noch weinen und werden der Sache nicht mehr Herr.

Es gibt Beerdigungen, bei denen ununterbrochen geweint wird. Da geht es meist um Kinder.

Es gibt Beerdigungen, da fliegen Luftballons und auch Tauben. Es gibt Bestattungen, da erweist eine Blaskapelle die letzte Ehre. Goldene Instrumente, die die Sonne reflektieren und Linne in ihrem Versteck blenden.

Es wird auch oft gestritten. Angehörige kommen sich in die Haare und rollen raufend zwischen

den Gräbern. Frauen verlieren dabei ihre Schuhe. Männern reißen die Ärmel aus den Jacken, die sie vielleicht für diesen Anlass nur geliehen haben.

Linne schaut und staunt, aber eigentlich wartet sie nur auf Brassert. Brasserts Schritte auf dem Kiesweg. Brassert, der den Friedhof quert, denn sein Ziel ist der Fluss, der trüb hinter dem Friedhof verläuft. Begegnet Brassert Bestattern oder Gärtnern, wird er begrüßt, weshalb Linne seinen Namen weiß. Brassert aber grüßt nur die Gräber.

Sein Gang ist schwerfällig. Ein Bein zieht er nach, aber auch das andere scheint er nur vage zu fühlen, als sei es ihm seit Jahren fremd. Die Arme hält er leicht vom Körper entfernt. Die ganze Zeit kontrolliert er seine Schritte. Dieser schwere, sich voran rudernde Koloss steigt über den niedrigen Zaun an der Rückseite des Friedhofs und tappt bis hinunter zum Fluss. Der braun und zähflüssig fließt. Dort säumt Abfall das Ufer, und Oberleitungen hängen viel zu tief und in wirren Überschneidungen. Gegenüber verlaufen die Eisenbahnschienen. Im Wasser schwimmen drei Schwäne. Und kaum, dass Brassert diesen unwirtlichen Ort erreicht hat, entsteigen die Tiere dem Wasser und erklimmen die schräge Böschung. Bewegen sich hinauf ebenso schwerfällig wie Brassert. Ihre Körper nicht für die Steigung gemacht. Die schwarzen

Flossen setzen sie mühsam voreinander, watscheln und senken die Köpfe tief, um das Gleichgewicht nicht zu verlieren und nicht wieder hinunterzurollen. Hat ihnen der Ort das Fliegen verleidet. Hängt das Elend an ihren königlichen Hälsen.

Sie fressen Brassert aus der Hand. Und er isst auch von dem alten Brot.

Linne ist Brassert schon mehrmals nachgeschlichen. Nur zu gern wüsste sie alles über diesen Mann, diesen angezählten Hünen, der die Toten grüßt und die Schwäne zähmt.

Und heute traut sie sich. Sie geht zu ihm. Die Schwäne zischen sofort, und Brassert schiebt das Mädchen unwillig ein Stück hinter sich.

»Ich habe auch Brot«, sagt Linne.

»Sie nehmen nur meins«, sagt Brassert.

Linne glaubt es nicht.

»Ich kenne dich. Du lungerst doch immer auf dem Friedhof herum«, sagt er, ohne sie anzuschauen.

»Meine Mutter ist tot.«

»Meine auch.«

»Das zählt nicht.«

»Wieso nicht?«

»Ich bin ein Kind. Kinder sollten Mütter haben.«

Brassert brummt, zögert, reicht ihr etwas von dem alten Brot.

Gemeinsam füttern sie die Schwäne.

»Hast du gar keine Angst vor mir?«, fragt Brassert einmal. Schweigt aber, als er Linnes verständnislosen Blick sieht. Wovor soll sie wohl noch Angst haben.

Irgendwann sind sie fertig mit Füttern. Die Schwäne breiten ihre Schwingen aus und schwerfällig, wie sie gekommen sind, stapfen sie die Böschung wieder hinab. Erlangen erst im Wasser ihre Anmut zurück. Gleiten davon.

»Also dann«, sagt Brassert etwas ratlos.

»Kann sein, dass ich dich mal brauche«, sagt Linne schnell.

Brassert nickt.

»Du weißt ja, wo du mich findest«, sagt er und geht davon. Den Weg über den Friedhof. Kommt an den Grabsteinen vorüber, hinter denen Micha eingeschlafen ist. Steigt über den grünen Hügel, jene Rasenfläche, die völlig schmucklos die Urnengräber beherbergt. Auch das Grab der Mutter. Johannes Grab. Dort am Horizont erst löst sich Brasserts Gestalt auf.

Überraschend und doch eigentlich erwartbar ist der Sommer in der Stadt. Ganz so wie der Tod.

Wie haben sie die heiße Jahreszeit verfluchen gelernt. Als die Trauer mit den ersten hellen Tagen kam und jeder Schritt in Hitze gegangen werden musste. Wo Sonne ihr ganzes Elend erbarmungslos zur Schau stellte. Nirgends Dunkelheit, in die sie hätten flüchten können. Und überall Sommergeräusche. Die Fröhlichen und Feiernden. Musik, Lachen, Gespräche. Lichterketten, Jahrmärkte und Biergärten. Grillgeruch von allen Balkonen. Geburtstagsbesuch, Fußballmeisterschaften. Wäre es im Herbst anders gewesen. Weniger schwer. Anders schwer. Wie sollen sie das wissen. Für sie ist jeder Sommer zur Erinnerungsfalle verdammt. Zum Abschreiten der schrecklichsten Momente und bittersten Stunden. Sie warten auf den Herbst. Sie werden sich Winterseelen zulegen. Sie werden Angst vor dem Frühling haben, und schon im Mai

werden sie die Jalousien vor der Sonne schließen, um alle Wärme draußen zu halten. So lange wie möglich noch Pullover tragen und Hosen aus schwerem Stoff. Glauben, noch fröre man und es läge morgens nach wie vor Raureif auf den Zweigen. Lange vorgeben, das müde Amselgezwitscher wäre eine Ausnahme und nicht der Abendgesang, der sie in ihre Träume begleiten wird. In ihre Flucht und Hoffnung. Um dann zu erwarten, beim Aufwachen wäre es anders. Wäre etwas verwandelt. In etwas Unvorstellbares. In einen Ort, den sie kennen, an dem sie wieder ganz sein dürfen, weil es ihre Gesetze sind, ihre Träume und ihr Leben.

Mit Linne und Micha geht Steve ins Freibad. Adam will später dazukommen. Es ist so voll, lange suchen sie nach einem Platz. Reihen Handtücher nebeneinander auf. Es ist für sie eine Anstrengung. Diese normale Tätigkeit.

Müßig und völlig ungeniert werden sie von den übrigen Badegästen beobachtet. Steve weiß, dass sie sich bei ihrem Anblick fragen, welchen Bezug er und die Kinder wohl zueinander haben. Ob er ein sehr junger Vater ist, Erzieher oder Freund. Steve fühlt, sie sind falsch hier. Ein Rätsel unter den anderen. Eine Weile versuchen sie es mit Lesen. Dann schlägt Steve ein Spiel vor, das zwischen

den vielen Badegästen nicht recht gelingt. Dann wollen sie schwimmen.

Micha geht mit der ihm eigentümlichen Art ins Wasser. Schritt für Schritt, dabei unablässig den Kopf mit dem Ohr zum Wasser geneigt, als lausche er auf etwas. Zwischen seinen Schritten hält er inne, horcht, wartet. Und so geht er weiter und immer tiefer ins Wasser, bis ihm sein Körpergewicht abgenommen ist und er von allein schwimmt.

Steve schaut ihm eine Weile zu. Er hat es noch nie anders bei Micha gesehen. Und doch muss es eine Zeit gegeben haben, in der Micha noch so klein war, dass er vielleicht hineingekrabbelt oder -gestolpert ist oder an der Hand der Mutter ging. Steve sucht nach einem Bild in seiner Erinnerung, aber in jeder Erinnerung ist Micha schon so alt wie jetzt. Linne schon so alt wie jetzt. Auch er selbst. Als wäre ihnen schon immer jenes Lebensalter auferlegt, in dem sie der großen Trauer begegnen müssen.

Gedankenverloren merkt Steve nicht, dass Linne sich in Richtung Rutsche auf den Weg gemacht hat und angriffslustig darauf zu marschiert. Als er es merkt, ist es fast zu spät.

Auf dem blauen Plastikrand am Fuße der Rinne hocken die jugendlichen Großmäuler der Stadt und lassen die anderen Spalier rutschen. Außer ein

paar blöden Bemerkungen geschieht für gewöhnlich nichts, aber natürlich verdirbt es den Kindern den Spaß.

Linne erklimmt die Treppe zur Plattform und gestikuliert, damit die Jungs von der Rutsche verschwinden. Sie denken nicht dran und lachen Linne aus. Der ist es nur recht. Sie schiebt sich in Position, nimmt so viel Fahrt auf wie möglich und reißt hinabsausend zwei Jungs mit ins Wasser.

In einem Strudel aus Luftblasen und strampelnden Gliedmaßen gehen sie unter. Noch im Auftauchen packt Linne sich den Kleineren der beiden und drückt ihn auf den Boden des Beckens zurück. Dann taucht sie selbst kurz auf, saugt Luft in ihre Lungen, nur um sogleich wieder zu tauchen und den Jungen erneut niederzudrücken. Woher sie die Kraft nimmt. Und sie tut es noch ein weiteres Mal. Und hält nicht ein und lässt auch nicht locker, bis Steve sie erwischt und an die Wasseroberfläche zerrt, die dann auch der Junge prustend und würgend durchstößt.

Steve brüllt: »Linne. Was tust du?«

Der Junge japst und beginnt zu weinen.

Amüsiert verzieht Linne den Mund, lässt das Kinn dabei im Wasser, als ginge es um nichts. Steve ist fassungslos. Sie macht sich los und schwimmt davon. Steve versucht, etwas zu sagen. Aber es fehlt

ihm die Sprache, mit der er Linne erreichen kann. Sie klettert aus dem Becken, läuft zurück zu ihrem Platz und wickelt sich in ihr Handtuch. Steve bleibt mit hängenden Armen über ihr stehen. Linne rollt sich auf die Seite und kneift die Augen zu.

Micha schaut fragend.

Steve sagt: »Kein Wort zu Papa.«

Denn was würde es nützen. Selbst wenn Adam ein dem Ernst der Tat angemessenes Gespräch führen könnte, selbst wenn er Linne für ihr Verhalten bestrafen wollte und ihm eine entsprechende Strafe einfele, selbst dann würde das keinerlei Eindruck bei Linne hinterlassen. Sie würde nicht zuhören. Eine Strafe nur absitzen. Still, wie sie scheint. Ruhig, wie sie anderen vorkommen mag.

Steve kommt sie vor wie einer jener Männer, die bei Naturkatastrophen oder großen Unglücken spurlos verschwinden. Deren Leichen nie gefunden werden. In den Zeitungen liest man die Zahlen der geborgenen Körper, der Toten und der Überlebenden und dann immer dieser eine bedauernswerte Fall, diese eine Person, die nicht wieder auftaucht und die Angehörigen in ewigem Zweifel und qualvoller Hoffnung zurücklässt. Diese Unauffindbaren, von denen alle nur ahnen können, dass sie mitverbrannt sind, mitverschüttet, mitertrunken. Vielleicht aber haben diese auch einfach die Chance

ergriffen, ein neues Leben zu beginnen. Haben sich mit letzter Kraft an das Ufer eines Meeres gerettet. Haben dort gelegen. Erschöpft und glücklich. Der Oberkörper noch von milder Gischt umsäumt. Die Nacht still. Große Fassungslosigkeit ob des eigenen Überlebens. Erleichterung. Dankbarkeit. Wenig später erste Zweifel. Will man denn eigentlich zurück. Der alte Beruf, das alte Leben, die alten Probleme. Und ist nicht in den letzten Jahren so eine Traurigkeit und Unzufriedenheit herangekeimt, hat zu wuchern begonnen. Wo man doch weiß, weder die Familie einfach verlassen noch sich aus den finanziellen Fallstricken befreien zu können. Mit heiler Haut und ohne Mord.

Aber jetzt ist man ja quasi ohne Zutun gestorben. Wird gewiss schon für tot gehalten. Ebenso tot wie jene, die es nicht aus den engen Schiffskabinen geschafft haben und jetzt mit aufgerissenen Augen und Mündern zwischen den Doppelstockbetten treiben, während ihre Koffer den Fischen als Versteck dienen.

Man wird glauben, die Haie hätten ganze Arbeit geleistet. Deswegen sei nichts mehr von ihnen übrig. Und der Kummer in den Herzen der Familie ist ja bereits da. Gar nicht künstlich hervorgerufen. Zwar fälschlicherweise, aber eben doch folgerichtig aufgrund der Umstände. Ein natürlicher Pro-

zess. Man müsste ihn einfach nicht mehr aufhalten wollen.

Also meldet man sich nicht bei seiner Frau, nicht bei der Polizei. Sucht rasch den Strand nach Verwertbarem ab. Schuhe und Geld. Etwas in der Art. Man schlägt sich durch die Wälder und schafft es irgendwie, sich ein neues Leben aufzubauen und wird Jahre später vielleicht arm aber glücklich, vielleicht wohlhabend und auch glücklich an einem anderen Ort ein Leben führen, das einem sonst verwehrt geblieben wäre.

Steve vermutet, dass in Linne ähnliche Gedanken immer größere Kreise ziehen. Dass sie nur einen Schritt davon entfernt ist, sich ihren Rucksack zu schnappen und zu verschwinden. Er macht sich Sorgen. Nachts schläft er unruhig und fährt beim kleinsten Geräusch auf. Er schließt die Wohnungstür ab und versteckt die Schüssel. Er hält nach verätherischen Spuren Ausschau. Gepackten Rucksäcken. Leeren Spardosen. Aber noch ist es nicht soweit. Wenn sie auch keine besonders angenehme Zeit im Schwimmbad verbringen, so weiß er zumindest, dass sie den Heimweg gemeinsam antreten werden.

Adam kommt dazu. Er kämpft sich durch den Badebetrieb bis zu den Kindern, legt sein Handtuch neben Steve, begrüßt Linne und Micha, die

nicht reagieren. Linne stellt sich schlafend. Micha streicht mit den Fingern durchs Gras. Den anderen Badegästen meint Steve eine Belebung anzumerken, denn sie bekommen jetzt Erklärung für die zuvor unübersichtliche Figurenkonstellation der Familie. Aha, ein Vater. Ebenfalls mit dieser hellen Haut und dem dunklen Haar, wie die Kinder. Die Mutter witzelte einst, sie schaue seit fünfundzwanzig Jahren das immer gleiche liebe Gesicht. Vater und Kinder gleichen einander in so vielerlei Hinsicht. Haut und Haare, Augenfarbe und -form. Der Schwung der Lippen, die gerade Nase, die Grube darunter. Alles wiederholt sich im Anblick des anderen.

Adam scheint überlegen zu müssen, was es in Schwimmbädern zu tun gilt. Affektartig bläst er eine zitronengelbe Luftmatratze auf, als habe er noch Kleinkinder, die um ihn herumspringen und nichts anderes erhoffen, als eine überirdische Anzahl von Stunden Blödsinn damit machen zu dürfen. Aber im Becken gibt es ja gar keinen Platz für ausgelassene Spiele. Außerdem fehlen diesbezüglich ganz entschieden die ausgelassenen Kinder. Er braucht ewig, und als er die Matratze schließlich zustöpselt, ist sie Fanal seiner Orientierungslosigkeit, und eine Weile betrachtet er sie staunend. Welches Rätsel hat er da in die Welt getragen. Steve

nimmt ihm die Luftmatratze schließlich ab, legt sie neben sich und ein Handtuch darauf.

»Machs dir bequem«, sagt er.

Es ist ein Fehler gewesen zu kommen. Keiner fühlt sich hier wohl. Adam ruckelt herum. Steve kennt die Anstrengung in seinem Gesicht. Die Verzweiflung darin. Sie beide wollen alles gut und richtig machen und haben Furcht, es nicht zu schaffen.

»Komm. Wir gehen schwimmen«, sagt Steve und legt dem Vater die Hand auf den Rücken.

Sie gehen zum Becken, erobern sich eine Bahn, in der sie im gleichen Rhythmus der Arme das Wasser teilen. Jeder Schwimmzug ist ein Schwimmzug von früher. Die Erinnerungen schwimmen mit. Lange lassen sie sich darin treiben. Vergessen Linne und Micha, die unverändert ausharren. Ihre Seelen für andere verborgen. Sie frieren wie Eidechsen, und es mag sein, dass sie starr auf eine heilsame Wärme warten, die sie wieder lebendig werden lässt. Oder sie werden für immer so verweilen. Werden weder essen noch wachsen, stattdessen versteinern und verweilen, bis irgendjemand über sie stolpert oder sie umwirft und sie in tausend Teile zerschellen.

Steve und Adam kehren zu den Handtüchern zurück. Sie rubbeln sich die Nässe aus den Haaren, schütteln sich das Wasser aus den Ohren. Aber Linnés Rücken bleibt abgewandt. Die Finger hat sie in

einen Roman eingelegt, den sie schon seit Wochen unbesehen mit sich herumträgt. Micha beobachtet Ameisen, die sich zwischen den Halmen über krümeligen Boden hinweg nach Hause mühen. Früher hat ihn dieser Anblick gerührt, denn er glaubte, die Ameisen brächten es nicht fertig, ihre toten Artgenossen zurückzulassen. Jetzt weiß er aber, sie tragen sie heim und verfütterten sie an ihre Larven.

Wortlos zieht Adam sich um. Auch Steve packt seine Sachen zusammen. Die Kinder tun es ihnen nach. Sind sogar schneller, fertig zum Gehen und schauen zu.

Adam versucht, die Luft aus der Matratze zu lassen. Anfangs gelingt das noch recht gut. Sie entweicht mit Pfeifgeräuschen. Dann geht es nicht mehr voran, und Adam muss Verrenkungen anstellen, um den Rest herauszupressen. Linne und Micha, die Rucksäcke geschultert, mit hängenden Armen. Wie still und verdammt Steve dieser Moment ist. Warum rollen sie nicht wenigstens mit den Augen. Warum machen sie den Großen vor Langeweile nicht das Leben schwer, indem sie noch mal davonspringen, noch mal ins Wasser, noch mal streiten, so wie alle anderen Kinder.

Aber Linne und Micha stehen wie kleine Automaten, die ihre Aufgaben ordnungsgemäß erledigt haben, denen aber im System die Funktion fehlt,

was zu tun ist, hat man ebendiese Aufgaben ausgeführt. Vielleicht ist es ja das, was Steve gerade bei sich und den anderen spürt. Ob sie deswegen alle auseinanderfallen. Weil ihnen die Funktion fehlt, was zu tun ist, stirbt einer von ihnen.

Adam ringt sich ein schiefes Grinsen ab und spart sich Witze über die widerspenstige Luftmatratze und jene Hartnäckigkeit, mit der sie die Luft bei sich behält, wo es doch so viel Kraft gekostet hat, die Luft in sie hineinzuzwingen. Er rollt und knetet, bis Steve ihm das Ding aus den Händen pflückt, es faltet, das nun sperrige Paket seinem Vater vor die Brust drückt und ihn dann in eine endlose Umarmung einschließt, während die Luft zwischen ihnen nach und nach entweicht. Es ist traurig, und es ist lustig. Steve gibt sich Mühe, es lustig wirken zu lassen.

Aber Adam weiß, dass diese Umarmung der Umarmung am Grab gleicht. Und dass es für immer auch jene Umarmung sein muss, in die Adam und Steve sich nach dem letzten Atemzug der Mutter gerettet und für einen kurzen, unachtsamen Moment Linne und Micha ausgeschlossen haben.

Die sind abseits gewesen, wie jetzt auch. Und Linne hatte sich schließlich umgedreht und war den langen Flur des Krankenhauses hinuntergelaufen.

Hatte gespürt, wie gleich alle Trauer auf einmal

aus ihr herausrollen würde und es sie zerreißen, sie um sich treten müsste. Alle Gegenstände ergreifen und damit Fensterscheiben zerschmettern müsste, Monitore, Türen. Auch zu viert würde man sie nicht gebändigt bekommen. Sie würde sich aufbauen. Werwolfstark sein, und man müsste ihr eine silberne Pille zwischen die Kiefer zwingen und sie in eine Gummizelle sperren, in der sie dreihundertundein Jahr schreien würde. Und im dreihundertundzweiten Jahr würde sie Luft holen, so tief, dass sie die Gezeiten verändern und das Meer auf sich zusaugen würde, und im dreihundertunddritten Jahr würde sie weiterbrüllen, und die Kinder würden allesamt taub auf die Welt kommen, um es dort überhaupt aushalten zu können.

Und als Linne dies gewusst hatte, war ihr Blick auf den Getränkeautomaten gefallen. Geld fand sich in ihrer Hosentasche. Sie wählte ein Getränk, das die Mutter ihr immer verboten hatte.

Linne öffnete also die Flasche, nahm einen Schluck, mit dem sie all das Vorgewusste und Vorgefühlte hinunterschlucken konnte. Dann warf sie die Flasche in den Müll und ging zurück zu den anderen.

8.

Auf der Rückfahrt vom Schwimmbad ist es voll in der Straßenbahn. Ist es unerträglich heiß und die vermeintliche Erholung des Badens sofort dahin. Die Hemden kleben ihnen am Leib und der Schweiß rinnt ihnen den Rücken hinab.

Steve harrt bei den Türen aus. Ein wenig Luft streift durch die gekippten Fenster. Linne und Micha hocken einander gegenüber. Micha fallen immer wieder die Augen zu. Das gemächliche Geruckel in der stickigen Hitze erschöpft auch den Vater, der weiter vorne einen Platz gefunden hat.

»Steve«, spricht ihn jemand an. Er dreht sich um.

»Marlene.« Er hat nicht erwartet, jemanden zu treffen. Nicht Marlene.

»Heiß.«

»Echt«, stimmt er zu.

»Es ist schön, dich zu sehen«, sagt Marlene. Steve findet Marlene schön. Sie trägt das wellige Haar kinnlang. Marlene legt sich die Finger auf die Oberlippe und lacht.

»Seit wann hast du denn Schnurrbart, Steve!«

»Noch nicht lang.«

»Oh!« Sie scheint sich zu besinnen. »Nicht doch – wegen deiner Mutter?«

Er ist verwirrt. »Meine Mutter hatte doch gar keinen Schnurrbart.«

Marlene lacht laut. Sie lacht immer so unfassbar laut.

Er weiß noch genau, dass ihn das schon beim ersten Kennenlernen verwirrt hat. Wie sie über alles lacht. »Jedenfalls tut mir das mit deiner Mutter sehr, sehr leid«, sagt sie. Steve nickt.

In den Kurven stößt Marlene gegen ihn. Sie wirkt ein wenig unsicher auf den Beinen. Hat sie getrunken. Sie riecht nicht, als habe sie getrunken. Sie riecht gut. Steve überlegt, wie er wohl riecht. Marlene plaudert und plaudert. Alles rauscht an ihm vorbei. Er spürt Linnes Blick, und als er zu ihr schaut, sieht sie aus, als wolle sie Marlene umbringen.

»Hörst du mir überhaupt zu?«, fragt Marlene.

»Nein.«

Marlene lacht und erzählt von einer alten Villa am Stausee, die sie mit Freunden in den letzten Wochen bezogen hat. Den ganzen Tag hätten sie nichts anderes getan als zu kochen, zu essen, abends Wein zu trinken und den Garten zu genießen.

»Das war schon beinahe anstrengend.«

In der nächsten Kurve bleibt Marlene an Steves Brust gleich liegen. Er spürt ihren Körper gegen seinen drücken. Ihr Mund ist ganz nah an seinem Ohr.

»Abends kann man über den See schauen und im Mondlicht baden gehen. Es ist umwerfend.«

Steve ringt nach Luft und wechselt den Haltegriff, aber eigentlich will er nur Marlene loswerden. Sie lacht wieder und scheint es zu akzeptieren. Und plötzlich weiß Steve, was ihn befangen macht, und sagt es auch gleich: »Du trägst das Haar wie meine Mutter früher.«

Marlene fasst sich an eine Strähne.

»Und ist das jetzt gut oder schlecht?«

Steve weiß keine Antwort. Er hat auch sein Telefon nicht parat, als Marlene ihm ihre Nummer geben will.

»Du bist herrlich«, sagt sie. »Ich notier sie dir.«

Sie hat einen Stift und findet einen Streifen Papier. Sie notiert ihre Nummer, gibt sie Steve, und der folgt einer sechswöchigen Routine, nimmt das Papier und schluckt es hinunter.

»Entschuldigung«, sagt Steve sofort. »Ist so eine Art Reflex.«

Ausnahmsweise lacht Marlene einmal nicht. Ihre Augenbrauen durchlaufen eine Wellenbewe-

gung. Er würde das auch gern können. Sie greift nach seinem Arm und schreibt rasch ihre Nummer auf seine Haut. Dann hält die Bahn, und Marlene beeilt sich auszusteigen. Aber ihr Beeilen hat einen Hänger. Irgendetwas stimmt nicht mit ihren Bewegungen. Als hätten diese einen Schluckauf.

Steve hätte gern noch etwas gesagt. Vieles gesagt. Aber da fahren sie bereits weiter.

Wie erschöpfte Krieger ächzen sie sich daheim durch das Treppenhaus. Ihre Wohnung liegt im dritten Stock. Sie hören Kinder im Garten spielen. Mal klingt es nach Krieg, dann nach Glück.

Sie plagen sich mit ihren Taschen und stinken nach Chlor.

Nachbarin Schmidt, aus der Wohnung unter ihnen, stellt sich ihrem Aufstieg in den Weg. Die Schmidt ist unbestimmbaren Alters. Blonde Hochsteckfrisur. Schwerer Körper. Sie ist aufdringlich. Neugierig. Immer stellt sie anmaßende Fragen. Warum man unterschiedliche Socken trägt. Warum man seit Tagen nicht mehr geduscht hat, das hätte sie ja ansonsten gehört. Hygiene sei doch wichtig. Vor allem in schwierigen Zeiten. Sie selbst habe unausgepackte Wäsche und Nachtzeug in einer Tasche parat liegen, sowie ein Paar nagelneue Hausschuhe, falls ihr einmal ein Krankenhausaufenthalt

bevorstünde. Und ach übrigens, das mütterliche Fahrrad, ob man das nicht allmählich wegstellen könne. Wo es doch nicht mehr gebraucht würde und der Platz für andere so viel nützlicher.

Seltsam ist die Schmidt. Ihr Gesicht ist ganz rosa. Und die sommerlichen Temperaturen bekommen ihr nicht. Bedauerlicherweise kann sie gar nicht schwitzen, erzählt sie den Kindern, weshalb die Sommerhitze in ihr anläuft und gegen die Schädeldecke drückt. Unwillkürlich müssen Micha und Linne ihr auf den Haaransatz starren und rechnen damit, dass der Schopf dort oben abplatzen und davonsprengen wird. Und die Schmidt wird dann sagen, so ein Schlamassel. Und dann wird der Kopfdeckel die Treppenstufen hinunterkullern, und sie hinterherhoppeln und sich dabei die Hand flach auf den Kopf legen, damit unterwegs das wabbelnde Gehirn nicht rausfällt. So wird sie der Schädeldecke naheilen, aber diese munter zur Tür hinaushüpfen, welche gerade ein Nachbarsjunge geöffnet hat, der erschrocken beiseitespringt, dann die Straße hinunter, und die Schmidt immer hinterher. Beide werden sich unbeschadet in den Verkehr einfädeln, und das Rufen und Winken der Schmidt wird nichts helfen, denn niemand wagt den Schopf aufzuhalten. Der dann, was für ein Jammer, in einem Gully verschwinden wird. Woraufhin die

Schmidt zukünftig mit einem Topfdeckel oberhalb der Stirn gehen muss. Micha und Linne lieben diese Vorstellung sehr. Es gibt gar keinen Grund anzunehmen, dass es nicht eines Tages so kommt.

Auf der Türschwelle steht ein Paket. Doppelt so groß wie ein Schuhkarton. Makellos eingeschlagen. Adam hebt es auf. Während Steve die Tür aufschließt, die Kinder über die Schwelle schiebt und selbst eintritt, liest Adam den Absender: *Traueramt.*

Unaufdringliche Schriftart in Grau.

»Was ist?«, fragt Steve hinter der Schwelle, hinter diesem Türausschnitt und Adam ginge am liebsten fort. Mag ihnen dieses Paket ersparen, das von so leichtem Gewicht und annehmbarer Größe ist, und von dem er dennoch weiß, dass es sie erschlagen muss. Kann er nicht fliehen. Kehrtmachen.

»Warum kommst du nicht rein, Papa?«, fragt Micha. Die Angst in der Stimme. Als könne Adam sich tatsächlich umdrehen und verschwinden, als gäbe es nicht Stufen zu überwinden und eine Haustür zu öffnen, tausend Hindernisse, die ihn abbremsen, sodass die Kinder ihm folgen und sich an ihn hängen können.

Es ist unerträglich, dieses Paket vom Traueramt. Es gibt ihnen den Rest. Wäre Adam eine jener Figuren aus Michas Comics, würde das Paket ihm

wohl die Arme lang bis auf die Fußmatte ziehen und ihm die Finger breitquetschen.

Sie stellen es auf den Küchentisch. Umringen es vorsichtig wie einen unberechenbaren Feind. Die Uhr tickt dazu völligen Unsinn. Sie sagen nichts, bis das Kaffeewasser kocht. Dann öffnen sie das Paket, schlagen das braune Papier auseinander, fördern eine Box zutage. Vanillefarben, angenehme Oberflächenstruktur. In zarter, schräg geneigter Schreibschrift ist darauf zu lesen

*Erinnerungen an*

dann ein Doppelpunkt :

darunter wiederum eine gestrichelte Linie \_ \_ \_

Die man füllen soll. Mit einem Namen. Und die Box gilt es ebenfalls zu füllen. Mit Erinnerungstücken.

Adam findet seine Stimme nicht. Also liest Steve den beiliegenden Brief vor:

»Denn auch nach diesem schweren Verlust gilt es einen Blick in die Zukunft zu richten. Es kann helfen, sich von Sachen zu trennen. Es kann helfen, sich die besonders kostbaren Momente zu visualisieren und einen Gegenstand auszuwählen, der diese an sich bindet. Schaffen Sie ein wenig Platz in Ihrem Haus der Trauer. Lösen Sie sich von Din-

gen. Entscheiden Sie sich für einen konzentrierten Kummer. Das möchten wir Ihnen ans Herz legen.

Ihr Trauerbegleiter B. Ginster«

### *Erster Bericht*

*Ich habe den Fall der Familie Mohn, wohnhaft Güldene Kammer Numero 14, drittes OG links, von meinem Kollegen übernommen und melde Verspätung an. Der Kollege war krank, und sein Büro ist ein Saustall. Wir haben die ausstehenden Fälle nach Datum und Auffälligkeiten sortiert. Über einen Zeitraum von drei Wochen finden sich fünf Beschwerden, die beim Traueramt eingegangen sind. Allesamt beziehen sich auf den Fall Mohn mit der Aktennummer xC35-74. Die Beschwerden legen den Verdacht nahe, es handele sich hier um verschleppte Trauerarbeit. Und lassen Sie es mich so sagen: Die Beweislast ist erdrückend. Am heutigen Tag habe ich der Familie Mohn die erste Aufforderung zur Verarbeitung zukommen lassen, Standardversion.*

*Gezeichnet*

*B. Ginster*